

## Wiederbegründung und kurze jugendbündische ‚Blütezeit‘ nach 1945

„Wir wollen miteinander wieder anfangen“, schrieb im Dezember 1945 Theodor Heuss (1884–1963), damals Kultusminister des Landes Württemberg, in seinem Geleitwort zur ersten Ausgabe der Zeitschrift „Das junge Wort“, einer der vielen, meist kurzlebigen Zeitschriften, die für die „junge Generation“ sprechen wollten (Abb. 1).<sup>1</sup> Das „Miteinander“ bezog der spätere Bundespräsident auf die Begegnung der Generationen mit ihren unterschiedlichen Erfahrungen und mentalen Prägungen. Es ließ sich aber auch auf die Begegnung der unterschiedlichen Biografien und Erinnerungen während der NS-Zeit beziehen. Dazu gehörten – in der jungen Generation, ganz ähnlich wie in der Welt der Erwachsenen – die Erfahrungen und Verstrickungen einstiger Jungvolkführer und Mitläufer wie die völlig anderen Lebensgeschichten von Angehörigen des Jugendwiderstandes und der Emigration.

Bei ihrer Suche nach einem neuen Anfang orientierten sich diejenigen, die noch über eine jugendbewegte Erfahrung oder Erinnerung verfügten, an jugendbündischen Traditionen, von denen sie sich vertraute Orientierungen versprachen. Heimabende und Singetreffen, Fahrt und Zeltlager, aber auch Wimpel und Kluft wurden als Elemente der Kommunikation und Selbstidentifikation wie selbstverständlich übernommen, freilich mit dem Bedürfnis verbunden, sie von allzu eindeutigen Verhaltensmustern der HJ-Erziehung zu reinigen. Diese war durch einen maßlosen militärischen Drill und durch einen absoluten, zur willenslosen Unterordnung ausufernden Führergehorsam zu definieren, aber in der Praxis der jugendbewegten Gruppen auf den ersten Blick nicht ohne Weiteres zu erkennen. Denn Uniformen und militärische Hierarchien waren schon Elemente der zunehmenden Militarisierung jugendbündischer Gruppenformen der 1920er Jahre gewesen. Darum war in der Debatte um Führung und Gemeinschaft, wie sie in dieser Zeit geführt wurde, der Gedanke eines Führerkultes nicht fremd.

Auch die bündischen Lebensformen der Weimarer Republik, an die man anknüpfte, waren in sich bereits vielschichtig und ambivalent.<sup>2</sup> Neben der jungenschaftlichen Betonung der Autonomie und Selbstverwirklichung in der kleinen Gruppe hatten sich auch schon in den 1920er Jahren „scoutistische“, militärisch-hierarchische Wert- und Verhaltensmuster mit stärker individualistisch-autonomen Momenten, die noch aus dem Vorkriegs-Wandervogel stammten, in unterschiedlicher Ausprägung und Mischung zu dem vermengt, was man dann „bündisch“ nannte.

Diese verwirrenden und miteinander verschlungenen Traditionslinien sollten sich auch in der kurzen bündischen Blütezeit der 1950er Jahre fortsetzen. Die Vielfalt der Traditionen, die wiederbelebt wurden, war nur für die Mitglieder und Insider von Bedeutung; nach außen



Abb. 1: Titelblatt der Zeitschrift „Unser Schiff“, 1946 (vgl. Kat.Nr. 249)

wirkte die bündische Jugend noch einmal durch ihre Gemeinschaftsformen, vor allem durch ihre Fahrten, Lieder und Rituale. Sie bestimmten das Lebensgefühl und das Gruppenleben und waren vor allem für die Jüngeren in den Bünden attraktiv und prägend. Diesem Erlebnis der Gemeinschaft und der Zugehörigkeit, die auch die eigene Individualität förderte, konnten die Debatten und Streitigkeiten der Älteren um die eine oder andere Tradition und Vorbildhaftigkeit nichts anhaben. Das galt auch für den erneuerten organisationspolitischen Streit, dem man schon in den 1920er Jahren begegnen konnte, ob man einen gesellschaftlich einflussreichen „Großbund“ anstreben oder sich auf die im eigenen Selbstverständnis „unpolitischere“ Form des autonomen Jungenbundes beschränken sollte. Unabhängig von diesen endlosen Debatten der Älteren zählte auch in der zweiten Nachkriegszeit für die Jüngeren, die meist aus bürgerlichem Hause stammten und die in der Gruppe, vor allem wenn sie vaterlos aufwachsen mussten, eine zweite Identität suchten, das Lebensgefühl der Gemeinsamkeit und der kreativen Individualität, die das Leben in der Gruppe vermittelte: auf den großen Fahrten wie im Zeltlager, durch gemeinsames Singen und romantisch-geheimnisvolle Rituale (Abb. 2 u. 3). Daran hielt man, unabhängig von politischen Einflussnahmen und Veränderungen, fest und das galt unabhängig von allen Abspaltungen und Fraktionsbildungen für beinahe alle Gruppen und Bünde. Daraus speiste sich dann auch der Wille zur Gemeinsamkeit und Einheit, aber ebenso zur Bewahrung der Autonomie.



Abb. 2: Osterlager der Deutschen Jungenschaft Marburg in Neckarsteinach, Fotografie, 1948 (vgl. Kat.Nr. 250)

Dass sich in die Gemengelage der unterschiedlichen Erfahrungen und Traditionen auch nationalsozialistische Denk- und Verhaltensmuster eingegraben und in das alltägliche Gruppenleben beigemengt hatten, war nach den Lebensbedingungen in der totalitären Konsensdiktatur nicht weiter verwunderlich und stand den Zeitgenossen des Zusammenbruchs, auch als Möglichkeit der Integration der Belasteten und Mitläufer, meist sehr viel deutlicher vor Augen als den Nachgeborenen.<sup>3</sup> Diese sollten erst in den unruhigen und „kritischen“ 1960er Jahren darauf aufmerksam werden. Ihren Ausdruck fand diese Gemengelage auch in der Art und Weise, wie man darüber sprach: Da war die Rede davon, dass man nicht „alles Vergangene“ als „überholt verschmähen und verfemen“ solle. In einer Jugendzeitschrift wurde eine heftige Debatte darüber geführt, ob „denn alle Einrichtungen der HJ wirklich so verbrecherisch“ waren. Stattdessen plädierte man für einen „Jugendbund, der die Begriffe von Führung und Gefolgschaft, von Treue und Opferbereitschaft wieder zu dem machen soll, was sie in ihrem Ursprung waren: Begriffe des Wertvollsten und Entscheidendsten im Leben einer Jugend überhaupt.“<sup>4</sup> Auch in den jugendbewegten Bünden sprach man davon, die überkommenen und nun neu gedeuteten Traditionen von dem Missbrauch durch den Nationalsozialismus befreien zu wollen, um sich von der „großen Schuld rein zu waschen“.



Abb. 3: Titelblatt der Zeitschrift „Am Lagerfeuer“, 1947 (vgl. Kat.Nr. 249)

Anfangs führten die inzwischen erwachsenen Jugendbewegten, ehemalige NS-Mitglieder, Mitläufer, Antifaschisten und Remigranten, die sich beispielsweise 1947 zum Altenberger Konvent trafen, eine sehr offene und ehrliche Diskussion über die eigenen Erfahrungen und Verfehlungen mit dem Ziel einer „geistigen Überwindung des Nationalsozialismus.“<sup>5</sup> Ähnlich wurde in den Ludwigstein-Berichten von 1948 der „Geist des gegenseitigen unbedingten Vertrauens“ hervorgehoben, der „es möglich machte, rückhaltlos persönlichste Bekenntnisse abzulegen und

anzuhören.“(Abb. 4). Man verstand es als „Wunder, dass es in dieser Zeit voll gegenseitigem Hass, Misstrauen und Korruption doch noch eine Gemeinschaft gibt, [...] die uns wieder hoffen lässt, dass es möglich ist, einmal wieder andere Zeiten zu erleben.“<sup>6</sup> Die Distanz zum Nationalsozialismus, die mehr oder weniger selbstverständlich war, blieb relativ abstrakt oder wurde recht allgemein formuliert; allzu genau wollte man nicht nachfragen. Dass man sich sehr rasch und eindeutig mit Opfern wie Anne Frank (1929–1945), deren Tagebuch bei den Gruppentreffen gelesen wurde, oder mit Widerständlern wie aus dem Kreis der Weißen Rose identifizieren mochte und konnte, gehörte ganz selbstverständlich zum jugendlichen Orientierungs- und Identifikationsbedürfnis und wurde sofort in den Kanon politischer Bildung und jugendlicher, auch jugendbündischer Erziehung aufgenommen; nach der Verantwortung für das Schicksal der Opfer und das Verhalten der wenigen Mutigen musste man dann nicht fragen.

Überall, bei den jugendbündischen Treffen wie in den intellektuellen Diskursen in Publizistik und Theater, wurde die Jugend – wie schon einmal ein halbes Jahrhundert vorher – als Träger eines neuen Anfangs beschworen. In den vielen Reden an die Jugend, die zwischen 1945 und 1950 gehalten oder in Zeitschriften publiziert wurden, spielten sich das Selbstverständnis und die Zukunftserwartungen einer Gesellschaft, deren wache Geister sich nach einem Neuanfang sehnten.<sup>7</sup> Einen solchen sollte die Jugend wagen, nachdem alle anderen sinnstiftenden Wertbegriffe wie „Vaterland“, „Staat“ und „Ehre“ mehr als fragwürdig geworden waren. Jugend müsse sich selbst finden. Sie brächte, ungeformt wie sie nun einmal wäre, für die Suche nach neuen Formen bessere Voraussetzungen mit als die ältere Generation. Was man der Jugend an Erwartungen mit auf den Weg gab, waren jedoch Vorstellungen, die dem eigenen Denken und eigenen Wertmustern entsprangen. Bei den jugendbündischen Treffen war es die Suche nach „innerer Wahrhaftigkeit“, die man ganz im Sinne der Meißnerformel von 1913 beschwor. In den öffentlichen Schriften und Reden an die Jugend empfahlen die Wortführer der Dreißig- und Vierzigjährigen der jungen Generation, ihre Suche an den Werten eines christlichen Humanismus oder eines „sauberen Sozialismus“<sup>8</sup> zu orientieren. Das waren die Programme, die bald zu den Leitbegriffen der entstehenden Jugendverbände der Kirchen, Parteien und der staatlichen Jugendpflege wurden. Im Alltag ihrer Organisationen verschwand mehr und mehr das Angebot an die jüngere Generation, sich selbst zu finden und sich dafür Zeit zu nehmen. Spätestens in den 1950er Jahren wurde aus dem Angebot ein Anforderungskatalog an die junge Generation, deren „Kräfte in richtige Bahnen“ gelenkt werden müssten. Es gebe, so der damalige Innenminister Gerhard Schröder (1910–1989) vor dem Bundesjugendring im November 1953, „ewige Gesetze des Lebens und der Geschichte“, die auch die Jugend anerkennen müsse. Dazu gehörten Nation und Familie, die „seelischen Behausungen der Menschen im Großen“ wie im Kleinen, deren „Leid“ als Folge der deutschen Teilung auch die Jugend in sich aufnehmen und deren Existenz sie notfalls auch mit Waffengewalt verteidigen müsse.<sup>9</sup> Was ein halbes Jahrzehnt zuvor noch auf dem kritischen Prüfstand der intellektuellen Debatten stand, schien nun wieder allgemein akzeptiert.

Die autonomen jugendbewegten Gruppen, die gegenüber den mächtigeren Jugendverbänden zahlenmäßig eine kleine Minderheit bildeten, und sich aufgrund ihres bürgerlich-elitären Selbstverständnisses von den Massenorganisationen der Jugendverbände und der Jugendpflege fernhielten, blieben von diesem Wandel der politischen Mentalitäten, der auch mit den neuen Erfahrungen des Kalten Krieges zu tun hatte, sicherlich nicht unbeeinflusst, doch sie lenkten das



Abb. 4: Treffen des Freideutschen Kreises auf Burg Ludwigstein, Fotografie, 1948

Potenzial ihrer jugendbündischen Autonomie mehr nach innen. Sie zogen damit die ihnen eigene Konsequenz, die sich allein schon aus der Kontinuität ihrer Lebens- und Gruppenformen ergab. Fahrt und Lager führten sie nicht in die Gesellschaft, sondern „hinein in den Wald.“<sup>10</sup> Man berief sich auf die deutsche und bündische Tradition des „Unpolitischen“ und mied politische Themen, vor allem wenn sie als parteipolitisch vermittelt (und damit verfälscht) galten. Politik wurde im allgemeinen politischen Diskurs vom Staat her gedacht und weniger vom Individuum.<sup>11</sup>

Solche Verhaltensformen und Mentalitäten, die eng mit dem Autoritarismus und dem Ordnungsbedürfnis der 1950er Jahre verbunden waren und in der Regel für die Väter wie für die Söhne galten, waren nicht für alle jugendbündischen Wieder- und Neubegründungen gleichermaßen gültig, aber sie prägten anfangs sicherlich den Mainstream. Zeitzeugen und Historiker unterscheiden innerhalb dieses verworrenen und verwirrenden Spektrums der Bünde und Gruppen zwischen vier mehr oder weniger klar organisierten, idealtypischen Richtungen bündischer Jugend,<sup>12</sup> die sich – meist auf lokaler Ebene – zugleich in Konkurrenz zu anderen konfessionellen oder parteipolitischen Jugendgruppen befanden und trotz ihrer Minderheitenposition für einige wenige Jahre noch einmal,<sup>13</sup> ähnlich wie in den 1920er Jahren, mit ihren aufsehenerregenden Fahrten nach Lappland wie nach Korsika und Griechenland, mit ihren fremden Liedern und auffälligen Symbolen, weit über das eigene Milieu hinaus stilbildend wirkten. Da gab es wiederbegründete Wandervogelgruppen, die mit ihrem Gruppenstil den Gegensatz zur bündischen Jugend noch einmal reproduzierten. Daneben bestanden Pfadfinderbünde, die wegen ihrer anderen Wurzeln auch nach 1945 nicht vollständig in der Geschichte bündischer Jugendbewegungen aufgingen und folglich zwischen einer Wiederbelebung des hierarchisch organisierten Scoutismus und der bündisch-autonomen Elemente schwankten.<sup>14</sup> Sie besaßen in der von den westlichen Besatzungsmächten kontrollierten unmittelbaren Nachkriegszeit den Vorteil, dass sie besser in das Konzept von Jugendpolitik und in die Lizenzierungspraxis passten. Zudem entwickelten sie sehr bald ein im Vergleich zu den autonomen Bündischen ausgeprägteres Organisationsgefüge, das sie weniger anfällig gegenüber Fraktionsbildungen und Abspaltungen, dafür aber auch weniger offen für kritische Anregungen und Fragen machte. Drittens gab es schließlich die Jungenschaftskreise, die in unterschiedlichem Maße und – wenn es um die legendäre Gründerfigur Eberhard „Tusk“ Koebel (1907–1955) ging – begleitet von heftigen Kontroversen, an die Tradition von dessen dj.1.11, der Deutschen Jungenschaft vom 1.11.1929, anknüpften. Sie waren nach dem Urteil von Arno Klönne (geb. 1931) im jugendbewegten Umfeld besonders attraktiv, weil sie in ihrer Praxis jugendkulturellen Bedürfnissen besonders entgegenkamen. Im deutlichen Unterschied zu den Pfadfindern verfügten sie jedoch auch über wenig stabile Organisationsformen und Regelmäßigkeiten. Wenn sie diese auch um den Preis einer gelegentlichen Kurzlebigkeit ihrer Gruppen ablehnten, waren sie damit umgekehrt der zunehmenden Individualisierung und damit dem neuen Lebensgefühl der jungen Generation der frühen 1960er Jahre sehr viel näher als so mancher Pfadfinder. Das Bedürfnis nach Unabhängigkeit und Vielfalt prägte auch die vierte Gruppierung, die nach Klönne als „Bündische Freischar“ zu bezeichnen ist und die „eher eine Föderation recht unterschiedlicher Gruppen als ein stilistisch geschlossener Bund“ war.<sup>15</sup>

Zur Identität (und auch Abgrenzung) bündischer Gruppen trug schließlich auch ihre trotzig Selbstbehauptung bei, mit der sie ihr Gruppenleben gegen die neue Form der Jugendkultur verteidigten. Was sie an der neuen Jugendkultur, wie sie von den Besatzungsmächten und den deutschen Behörden gefördert wurde, störte, beschrieb ein Mitglied einer „Jungen Kameradschaft“ aus dem Pfadfinderbund „Großer Jäger“: „Als wir nach dem Zusammenbruch 1945 wieder in die Schule gingen, forderte man uns auf, uns in einem Schülerklub zusammenzuschließen. Schallplattenabende, Vorlesungen und Vorträge, Diskussionen über englische Kommunalpolitik

und demokratische Vorbilder sowie jugendgemäße Geselligkeitsveranstaltungen bieten so manchen aber nicht die Erfüllung seiner Wünsche. So sammelt Günter einige Jungen um sich, die zwar noch nicht genau wissen, was sie wollen, die sich aber darin einig werden, dass der Schülerklub sie mit seinem Programm in keiner Weise anspricht hat.“<sup>16</sup>

Was die „Jungen Kameraden“ mehr faszinierte, war die Möglichkeit zur Selbstgestaltung einer Gemeinschaft mit einer eigenen Symbolwelt, wie sie ihnen zunächst von einem älteren Gruppenführer vermittelt wurde. „Wir geben uns den von Günter vorgeschlagenen Namen ‚Junge Kameradschaft‘ und als Zeichen die in einem aufrechtstehenden gleichseitigen Dreieck aus einer Schale emporsteigenden Flamme. Die Ecken des Dreiecks sollen dabei Körper, Geist und Seele darstellen, deren harmonische Bindung untereinander durch die Gleichseitigkeit betont wird. Die aus der Schale lodernde Flamme symbolisiert das Feuer, das in unserem Kreise brennt, uns in seinen Bann zieht und eigennützige Interessen verzehrend uns zu einer inneren Gemeinschaft zusammenschweißen soll.“<sup>17</sup>

Zur Selbstfindung und Bekräftigung der neuen Gruppe ging man ein paar Wochen später zur ersten Fahrt auf den Meißner, den „heiligen Berg“ der Jugendbewegung. Diese Erinnerung eines „Jungen Kameraden“ aus Hannoversch-Münden nennt die romantischen Werte, denen in der Trümmervesellschaft die jugendlichen Träume galten: das Verlangen nach einer neuen „Geistigkeit“, das Bedürfnis nach Gemeinschaft und symbolischer Selbstvergewisserung des eigenen Wertesystems durch Rituale, Lieder und Fahrten. Die politikfernen romantischen Lieder, die man beim Wandern und im Lager sang, die Spiele und Tänze sowie die Feste und Feiern mit ihren Feuerrunden erfüllten, anders als Jugendklubs und Jugendringe das tun konnten, ein Stück nachgeholter Jugendträume, eine „gewisse Sehnsüchtigkeit“,<sup>18</sup> von der viele Zeitzeugen berichten.

Vor allem das gemeinsame Singen von Liedern diente der emotionalen Stiftung von Gemeinschaft. Was und wie etwas gesungen wurde, sagt mehr über die Erlebniswelt und das Selbstverständnis, über Traditionsorientierung und Wandel aus als programmatische Texte von den Älteren der Jugendbewegung. Anfangs dominierte im Liedgut der Rückgriff auf die Traditionen des Wandervogel und der bündischen Jugend. Danach lebten aber auch viele Lieder weiter, die einen verschlungenen Weg hinter sich hatten, vom „Zupfgeigenhansl“ zu HJ-Liederbüchern, durch die diese Lieder, vermittelt vor allem von Hans Baumann (1914–1988) unter Verwendung alter Melodien mit neuen, NS-konformen Texten, große Verbreitung gefunden hatten. Sie waren so wirkungsmächtig, dass sie auch nach 1945 zunächst weitergesungen und von keiner „Reinigungskommission“ beanstandet wurden.<sup>19</sup> Seit den 1950er Jahren lässt sich jedoch eine schrittweise Emanzipation von dieser Tradition des Liedgutes beobachten. Texte und Melodien wurden internationaler, ausländische Volkslieder wurden aufgenommen und bald sang man in den Jugendbünden Kosakenlieder, Lieder griechischer Bauern oder spanischer Freiheitskämpfer. Außerdem tauchten auf der Suche nach dem Fremden authentische Spirituals und der Jazz auf. Der Nerother Wandervogel wurde in dieser Hinsicht ein wichtiger Impulsgeber für viele bündische Gruppen und fand auch eine breite Resonanz über die Grenzen jugendbündischer Kulturen hinaus. Allerdings wurden die Differenzen und Spannungen in und zwischen den jugendbewegten Gruppen immer deutlicher, hinter denen sich weltanschauliche Lager abzuzeichnen begannen. Die Musik aus den USA beispielsweise wurde von völkisch-nationalistischen Gruppen als „Negermusik“ diffamiert und es wurde heftig darüber gestritten, ob man sich dem Siegeszug des „Jimmy- und Meckitums made in USA“, der mit der „Verwandlungspsychose seit 1945“ begonnen habe, widersetzen müsse.<sup>20</sup>

Zu den auffälligen und wirkungsvollsten Neugründungen und jugendbündischen Sammlungsbewegungen der späten 1950er Jahre gehörte der Bund deutscher Jungenschaft, der durch

seine musisch-intellektuelle Ausrichtung jungenschaftliche Traditionen aus der Zeit um 1930 fortsetzte, sie aber mit Liedern aus der internationalen Folklore, mit neuen Gestaltungsformen seiner Publikationen und seines Auftretens sowie seiner Kluft verband und „modernisierte“.<sup>21</sup> Vor allem waren es hier studentische Mitglieder, die für einen offenen Diskussionsstil sorgten, der sich von dem Autoritarismus der Pfadfinder deutlich abhob. Hinzuweisen ist darüber hinaus, dass die Jungenschaftsbewegung insgesamt bis weit in die 1960er Jahre hinein innerhalb der gesamten jugendbewegten Szene eine bemerkenswerte Vielfalt von „autonomen“ Gruppierungen von Hamburg bis Aachen, Kassel, Nürnberg bis zum „Hortenring“ im Rhein-Wupper-Raum präsentierte. Der „Hortenring“ war insofern eine Besonderheit, als er weitgehend aus Jungen der Arbeiterschicht bestand, die zum Teil früh politische Impulse aufnahmen, so zum Beispiel im Umfeld der Ostermarschbewegung zu Beginn der 1960er Jahre.<sup>22</sup>

Das breite, aber zugleich recht heterogene jugendbewegte Spektrum jener Jahre wurde für viele sichtbar und erkennbar bei dem Meißnerfest von 1963, das aus Anlass der 50. Wiederkehr des „Ersten Freideutschen Jugendtages“ von 1913 von den Älteren der Jugendbewegung und den Jüngeren gemeinsam, wenn auch oft in getrennten Veranstaltungsprogrammen, begangen wurde.<sup>23</sup> Dieses Treffen von 1963 wurde in vielfacher Hinsicht zu einem Wendepunkt. Es war noch einmal eine große „Heerschau“ und Selbstdarstellung der jugendbündischen Gruppen, die sich durch den erneuten Versuch einer überbündischen Sammlung, den „Ring junger Bünde“, der Öffentlichkeit wie den Herausforderungen durch die modernen Jugendkulturen stellen wollten (Abb. 5). Deren übermächtiger Konkurrenz war man sich bewusst, zumal sie dazu herausforderte, das Eigene jugendbündischer, autonomer Lebensformen noch einmal zu formulieren. Auch den vom Nationalsozialismus belasteten Teilen der Tradition versuchte man sich zu stellen, was durch die eindrucksvolle Rede des Berliner Theologen Helmut Gollwitzer (1908–1993) angestoßen wurde. In den Resonanzen dieser Rede deuteten sich zwar auch die Spannungen und Spaltungen innerhalb der wiederbelebten Jugendbewegung an, in der es nach wie vor Unbelehrbare gab, doch sie verstärkte gleichzeitig den Willen zur Öffnung zu Politik und Gesellschaft und zu einem entspannteren Umgang mit der allgemeinen gesellschaftlichen Tendenz zu mehr Liberalisierung und Individualisierung, was nicht zuletzt von einem erneuten Generationenwechsel bestärkt wurde. Bündische Jungenschaften und Teile der Pfadfinder begaben sich auf den Weg „heraus aus dem Wald, hinein in die Gesellschaft.“<sup>24</sup> Die Unruhe der 1960er Jahre hatte auch die Jugendbewegung erfasst.

Dieser Weg, der in einer zunehmenden Polarisierung und Politisierung mündete, sollte freilich die Existenz vieler autonomer Gruppen infrage stellen bzw. aufheben, und selbst Großbünde, wie den Bund deutscher Pfadfinder, vor heftige innere Auseinandersetzungen um Reform und Wandel führen. Die unruhigen 1960er Jahre, symbolisiert schließlich durch das Jahr 1968, ließen erkennen, dass die Geschichte der Nachkriegsjugendbewegung immer mehr zu einer „Restgeschichte“<sup>25</sup> wurde; dass die stilbildende Kraft, die einst die bündische Jugend ausgezeichnet und die damit über das eigene Milieu hinaus gewirkt hatte, mittlerweile verblasst war.



Abb. 5: Kohtenlager und Gruppen auf dem Hohen Meißner, Fotografie Helmut Kalle, 1963

- 1 Theodor Heuß: Geleitworte. In: Das junge Wort 1, 1945, Nr. 1, S. 2.
- 2 Dazu Hans-Ulrich Thamer: Autonomie und Gemeinschaft. Wertmuster und Lebensformen der deutschen Jugendbewegung vom Wandervogel bis zur Bündischen Jugend. In: Recherches germaniques. Sonderheft 6: Mouvements de jeunesse/Jeunes en mouvement. Hrsg. von Marc Cluet/Monique Mombert. Strasbourg 2009, S. 71-82.
- 3 Dazu die Thesen von Hermann Lübke: Der Nationalsozialismus im deutschen Nachkriegsbewußtsein. In: Historische Zeitschrift 236, 1983, S. 579-599.
- 4 Sämtliche Zitate aus den Jugendzeitschriften der Nachkriegszeit bei Hans-Ulrich Thamer: „Tradition und Erbe“. Wiederbe-gründungen und Verwandlungen jugendbündischer Denk- und Lebensformen in der westdeutschen Trümmersgesellschaft. In: Historische Jugendforschung. Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung N.F. 1, 2004, S. 14-32, bes. S. 19.
- 5 Winfried Mogge: Der Altenberger Konvent 1947. Aufbruch einer jugendbewegten Gemeinschaft in die Nachkriegszeit. In: Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung 18, 1993-98, S. 391-418.
- 6 Freideutscher Rundbrief 4, 1948, S. 16; zitiert nach Heinrich Ulrich Seidel: Aufbruch und Erinnerung. Der Freideutsche Kreis als Generationseinheit im 20. Jahrhundert (Edition Archiv der deutschen Jugendbewegung 9). Witzzenhausen 1996, S. 42.
- 7 Dazu Jürgen Reulecke: „Laßt der Jugend Zeit!“ Jugend und Jugendpolitik nach 1945. In: Jürgen Reulecke: „Ich möchte einer werden so wie die...“. Männerbünde im 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 2001, S. 195-214.
- 8 Reulecke 2001 (Anm. 7), S. 206.
- 9 Gerhard Schröder: Was erwartet der Staat von seiner Jugend? In: Ders.: Freie Jugend im freien Staat (Schriftenreihe der Bundeszentrale für Heimatdienst 27). Bonn 1958, S. 9-16, bes. S. 13; zitiert nach Reulecke 2001 (Anm. 7), S. 198-199.
- 10 So die treffende Charakterisierung von Eckart Conze: „Pädagogisierung“ als Liberalisierung. Der Bund Deutscher Pfadfinder (BDP) im gesellschaftlichen Wandel der Nachkriegszeit (1945-1970). In: Pfadfinden. Eine globale Erziehungs- und Bildungsidee aus interdisziplinärer Sicht. Hrsg. von Eckart Conze/Matthias D. Witte. Wiesbaden 2012, S. 67-84.
- 11 Conze 2012 (Anm. 10), S. 73.
- 12 Dazu vor allem Arno Klönne: Außerschulische Pädagogik im „Geiste der Jugendbewegung“. Anknüpfungen an jugendbündische Traditionen nach 1945. In: Ein neuer Anfang. Politische Jugend- und Erwachsenenbildung. Hrsg. von Paul Ciupke/Franz-Josef Jelich. Essen 1999, S. 29-123.
- 13 Dazu das Fallbeispiel der jugendbündischen Gruppen in Minden bei Bettina Joergens: Männlichkeiten. Deutsche Jungenschaft, CVJM und Naturfreundejugend in Minden, 1945-1955. Potsdam 2005.
- 14 Dazu Conze 2012 (Anm. 10), S. 70.
- 15 Klönne 1999 (Anm. 12), S. 29-31.
- 16 Pfadfinderbund Großer Jäger Chronik 1945-1960. Hrsg. von Horst Schweitzer. O.O. [Kassel], o.J. [1961], unpag. [S. 34].
- 17 Pfadfinderbund 1961 (Anm. 16), S. 34.
- 18 Klaus von Bismarck: Jugend 1945. Meine Anfänge im Jugendhof Vlotho. In: Jugend vor einer Welt in Trümmern. Erfahrungen und Verhältnisse der Jugend zwischen Hitler- und Nachkriegsdeutschland. Hrsg. von Franz-Werner Kersting (Materialien zur historischen Jugendforschung). Weinheim/München 1998, S. 271-282.
- 19 Die wichtigen Hinweise zum Liedgut verdanke ich vor allem Jürgen Reulecke, dem ich für die Durchsicht dieses Textes danke.
- 20 AdJb, A 204/1, Alfred Zitzmann: Deutscher Jungsturm (Selbstdefinition zur Publikation im Verbände-Archiv „dipa“).
- 21 „Die klare Luft gibt's heute umsonst...“. Der Bund deutscher Jungenschaften. Hrsg. von Fritz Schmidt/Bernd Gerhard. Heidenheim 1986. - Hermann Korte: Eine kurze Geschichte des Bundes deutscher Jungenschaften aus persönlicher Perspektive. In: Historische Jugendforschung. Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung N.F. 4, 2007, S. 67- 73.
- 22 Frdl. Hinweis von Jürgen Reulecke.
- 23 Dazu Hans-Ulrich Thamer: Das Meißner-Fest der Freideutschen Jugend 1913 als Erinnerungsort der deutschen Jugendbewegung. In: Historische Jugendforschung. Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung N.F. 5, 2008, S. 169-190, bes. S. 181-188. - Vgl. in ebd.: Jürgen Reulecke: Hoher Meißner 1913-2003: Zum Umgang mit einem Jubiläum. Ein essayistischer Annäherungsversuch, S. 191-214.
- 24 Conze 2012 (Anm. 10), S. 79.
- 25 Arno Klönne/Jürgen Reulecke: „Restgeschichte“ und „neue Romantik“. Ein Gespräch über Bündische Jugend in der Nachkriegszeit. In: Jugend vor einer Welt in Trümmern 1998 (Anm. 18), S. 87-106.

#### **Bildnachweis**

Mindener Kreis · Abb. 2

Archiv der deutschen Jugendbewegung, Witzzenhausen · Abb. 4, 5